Zeitschrift: Puls : Drucksache aus der Behindertenbewegung

Herausgeber: Ce Be eF : Club Behinderter und Ihrer FreundInnen (Schweiz) [1986-1992]; Anorma : Selbsthilfe für die Rechte Behinderter (Schweiz) [ab 1993]

Band: 35 (1993)

Heft: 1: Behinderung und Religion

Artikel: Warum gerade ich...?

Autor: Thomas, Katharina

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-158452

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Warum gerade ich ...?

Behinderung und Glaube; Erika Schuchardt, Burckhardthaus-Laetare Verlag. In der Reihe «Studien und Problemberichte aus dem Projekt ‹Frauen als Innovationsgruppen des Deutschen Nationalkomitees des Lutherischen Weltbundes» ist das vorliegende Buch erschienen.

von Katharina Thomas

Über 90% der diakonischen MitarbeiterInnen sind Frauen. Sie stehen alltäglich in der Krisenverarbeitung vor Ort neben den Betroffenen. Weniger als 10% der diakonischen MitarbeiterInnen sind Männer. Aber diese 10% befinden sich überwiegend in leitenden wie lehrenden und verkündigenden Positionen. Vorwiegend Frauen beschreiben aufgrund ihrer Erfahrungen und ihrem unmittelbaren Erleben den Weg ihrer Krisenverarbeitung bzw. ihrer Leidensfähigkeit, sowohl als Betroffene wie auch als Mit-Betroffene. Vorwiegend Männer referieren aus der Theorie über die Art und Weise möglicher Krisenverarbeitung.
Das Zentrum dieser Studie geht der Frage nach: Wie erleben Betroffene und ihre Bezugspersonen Kirche? Welche Erfahrungen machten sie mit menschlicher Begleitung und christlichem Glauben?
Drei Grunderfahrungen fallen dabei auf:

Erste Erfahrung: Behinderte erleben sich als Objekte der Diakonie, aber nur selten als Subjekte und mitbeteiligte Gemeindeglieder.

«Es ist ein kalter, regnerischer Oktobertag. Das Telefon läutet. Es ist mein Sprengelpfarrer, den ich kaum kenne. Er sagt: ‹Am nächsten Mittwoch kommen zwei Buben zu Ihnen, die fahren Sie durch die Stadt.› Punkt. Keine Frage, ob ich Lust hätte, ob es mir zeitlich passe. Nichts.»

Zweite Erfahrung: Behinderte erleben Verkündigung als Mahnung zur vertröstenden Verklärung ihrer Behinderung bzw. Krise, aber nur selten als Trost bei kritischer Klärung, oder gar als Ermutigung zur befreienden Auseinandersetzung in einem kritischen Dialog.

«Ich wehre mich gegen die allgemeine Ansicht, das Leid führe unbedingt zum Glauben. Gerade unter den Behinderten begegnete ich den erbitter-

sten Atheisten. Nichts kann so zu Widerspruch reizen wie die Freudenbotschaft, überbracht von ältlichen Schwestern, die uns zu Märtyrern des Leidens stempeln... Ich fasste es kaum, als eine Schwester unserer alten Gemeinde mir bei ihrem Besuch einreden wollte, meine Lebensaufgabe sei es, krank zu sein – krank, damit die anderen Menschen erkennen könnten, wie gut es ihnen gehe.»

Dritte Erfahrung: Behinderte erleben Pfarrer und Gemeinde als amtlich bestellte Rollenträger, aber nur selten als persönlich betroffene Mitleidende und Partner.

«Ich denke zwar, dass jeder Pfarrer immer wieder mit solchen Menschen (aus Randgruppen) zu tun hat, aber meist nur in seiner Rolle als Pfarrer, als amtlich bestellter Helfer, nicht aber als Freund, als einer, der dieses schwierige Leben aus unmittelbarer Nähe miterlebt. Das hiesse zu gestatten, dass aus jenen Abgründen ein Schatten auf das eigene Leben fallen darf.»

Aufgrund der Analyse von annähernd 300 Biographien lässt sich jedenfalls feststellen:

- Nur relativ wenige berichten offen über Kirche bzw. Seelsorge; es liegt die Vermutung nahe, dass Kirche im Leben der meisten Betroffenen kaum eine Rolle spielte.
- Die Biographien, die über ihre Erfahrungen mit Kirche bzw. Seelsorge berichten, bewerten diese übereinstimmend negativ.
- Im Widerspruch zu diesem Ergebnis der Analyse bewerten die genannten und andere Biographen ihre Glaubenserfahrungen als entscheidend und bedeutsam für ihren weiteren Weg.

In einem umfangreichen Kapitel beschreibt die Autorin die einzelnen Spiralphasen der Krisenverarbeitung und veranschaulicht damit den notwendigen Lernprozess. In den folgenden Beispielen zeigt sie, dass christlicher Glaube Aggression kompensieren und Annahme bewirken kann.

Eine durch Kinderlähmung behinderte Frau schreibt:

«Ich habe... voll Zorn und Bitterkeit gedacht: ‹Was kann Gott tun, wenn seine Leute sich ihm verweigern?›» Es ist dies eine Frage geworden, die sich durch mein ganzes Leben zieht. Wenn man immer wieder von der Hilfe anderer Menschen abhängig ist, ganz existentiell abhängig, kann dies eine grosse Anfechtung werden. Ich habe viel nachgedacht über den ohnmächtigen Gott, der nicht helfen kann, auch wenn er möchte... Ich beschloss, von Gott nichts mehr zu er-

warten, ihn um nichts mehr zu bitten. Ich befürchtete, dass ich an meinen Erwartungen kaputtgehen würde, kaputt an der Enttäuschung über Gott, vielleicht aber auch der über seine Leute. Das konnte ich nicht riskieren.

Und so entschied ich mich, nüchtern überlegend, dieses harte, über meine Kräfte gehende Leben anzunehmen, es unter die Füsse zu bekommen oder daran zu scheitern. Dann aber würde es ein Scheitern an mir selber sein, an meinen Fähigkeiten und Möglichkeiten, und dies schien mir erträglicher, als dem unbekannten Gott ausgeliefert zu sein."

Wieder und wieder ringt ihre Vernunft mit der Absage an diesen ohnmächtigen Gott, und doch kann ihr Herz nicht von ihm lassen:
«Der Pfarrer sass da und sagte kein Wort. Als das Schweigen unerträglich wurde, verabschiedete ich mich.

Das war neu für mich, dass da ein Christ war, der keine Antwort hatte.

Der um meinetwillen all die Bibelsprüche, die ihm zu Gebote standen, unausgesprochen liess. Er hätte sich ein gutes Gewissen verschaffen können. Aber er tat es nicht. Um meinetwillen. Da nahm einer etwas auf sich, um mich nicht zu belasten. Dadurch wurde er glaubwürdig für mich.»
Der Bericht einer depressiven Theologin:
«In den allerschwersten Stunden hat der Glaube überhaupt keine Rolle mehr gespielt. Mein Verstand und mein Wille mochten ihn wohl weiterhin bejahen, aber für mein Herz war er unerreichbar. Er war kein Trost, keine Antwort auf verzweifelnd quälende Fragen, keine Hilfe, wenn ich nicht weiterwusste. Ja, im Gegenteil:

Nicht der Glaube trug mich, sondern ich musste auch noch den Glauben tragen.

Mit besonderer Inbrunst habe ich stets den Satz gelesen «Lehre mich Herr, meine Tage zu bedenken, auf dass ich weise werde!» Weise werden – das schien mir der Schritt zur eigentlichen Heilung zu sein. Weise werden, das bedeutet, wieder Übersicht zu gewinnen, nicht aufgezehrt zu werden von dunkler Verworrenheit. An das andere Ufer gelangt zu sein, unerreichbar für die Qualen der Krankheit. Aber auch gelernt zu haben, mit der eigenen Vergangenheit zu leben, wie schmerzlich auch immer sie gewesen sein mag, den schönen, aber trügerischen Schein einge-

tauscht zu haben gegen die Wirklichkeit. Weise werden, bedeutet für mich, in den eigenen Abgrund geblickt zu haben, ohne zu verzweifeln.

«Manchmal denke ich, dass für jeden im Leben einmal der Augenblick kommt, wo alle Begeisterung und Sicherheit zerfällt, wo wir zu Menschen werden, die Gott nicht lassen können, weil sie einmal von ihm gehört haben und ihn nicht vergessen können. Sie müssen die Stelle und das Schweigen an Gottes Türschwelle aushalten, bis er kommt. So hat der Glaube mir irgendwie doch geholfen; dass unser Gott ein Gott sei, mit dem wir ringen dürfen, der sich anklagen lasse, ohne Rache anzudrohen, der grösser sei als unser Herz.»

Zwei praktizierende PsychotherapeutInnen geraten durch ihre beiden behinderten Kinder in die existentielle Elternrolle:
«Wer ehrlich mit sich selber ist, macht die Erfahrung, dass ein ursprüngliches und unausweichliches Element unserer aller Beziehungen zum behinderten Menschen das der Ablehnung, der Angst, ja, des Hasses ist. Die Christen sind keineswegs der Versuchung fern, zu fühlen und zu denken: ‹Geh› fort, damit ich nicht leide und ‹geh endgültig fort›, damit mein Leben leichter werde!» Die Offenbarung belehrt uns über Vieles, aber sie gibt uns über die Frage nach dem Sinn des Bösen keine Antwort, die unser Wissenwollen befriedigt. Sie sagt uns nur, dass dies alles kein Unsinn sein kann, aber sie enthüllt uns den Sinn nicht. In dem Prozess, den Hiob gegen Jahwe führen darf, sagt Hiob dem Jahwe alle Gottesschande ins Gesicht. Jahwe ist nicht zu gut für eine Verteidigungsrede, aber sein Argument ist nicht die Aufklärung über das Übel, sondern die Aufklärung über sich selbst. Auch ich lasse mir gesagt sein, was Hiob genügte. Ich weiss wahrlich genug von ihm, um diese Sorge sein Problem sein zu lassen, zu dessen Lösung ich weder in der Lage noch berufen bin. Mein Vertrauen wäre leichter, wäre mein Problem gelöst, aber von Vertrauen bliebe nicht viel übrig. Denn nur in diesem einzigen Punkt ist mir Vertrauen als Last zugemutet.»
Der Autor Jacques Lusseyran, seit seinem siebten Lebensjahr erblindet, schreibt:
«Wenn ich an meine Kindheit denke, spüre ich noch heute das Gefühl der Wärme über mir, hinter mir und um mich, dieses wunderbare Gefühl,

noch nicht auf eigene Rechnung zu leben, sondern sich ganz, mit Leib und Seele, auf andere zu stützen, welche einem die Last abnehmen. Ich lief zwischen Gefahren und Schrecknissen hindurch, wie Licht durch einen Spiegel dringt.»

Das ist es, was ich als Glück meiner Kindheit bezeichne, diese magische Rüstung, die – ist sie einem erst einmal umgelegt – Schutz gewährt für das ganze Leben. Meine Eltern – das war der Himmel.

Ich sagte mir dies nicht so deutlich, und auch sie sagten es mir nicht; aber es war offenkundig. Ich wusste, dass sich in ihnen ein anderes Wesen meiner annahm, mich ansprach. Dieses Andere nannte ich nicht Gott – über Gott haben meine Eltern mit mir erst später gesprochen. Ich gab ihm überhaupt keinen Namen. Es war da, und das war mehr. Mein Thema – sofern ich eines habe – ist das Leben. Das Leben des Herzens, des Verstandes, der menschlichen Reaktion auf das Innere der Welt und mein eigenes Interesse. Dennoch gab es Zeiten, in denen das Licht nachliess, ja, fast verschwand. Das war immer dann der Fall, wenn ich Angst hatte. Wenn ich, anstatt mich von Vertrauen tragen zu lassen und mich durch die Dinge hindurch zu stürzen, zögerte, prüfte. Was der Verlust meiner Augen nicht hatte bewirken können, bewirkte die Angst, sie machte mich blind. Sie (eine innere Stimme) sagte, ich sei in eine Falle geraten, ich hätte die wahre Welt vergessen, jene Welt, die in uns liegt und die Quelle aller anderer ist. Ich müsse daran denken, dass diese Welt, anstatt zu vergehen, mit den Jahren immer grösser werde, freilich nur unter einer Bedingung: dass ich unerschütterlich an sie glaube.

Die einzige Art, eine vollständige Heilung von der Blindheit zu erreichen – ich meine hier eine soziale Heilung – ist, sie nie als Verschiedenheit zu behandeln. Die grosse Heilung bestehtdarin, von neuem – und ohne zu zögern – in das wirkliche Leben einzutauchen, in das schwierige Leben, das heisst hier, in das Leben der anderen.

«Wie alltäglich», sagte Jeremie manchmal. Er hatte immer Leute gesehen, die Angst hatten, eine Angst, die unüberwindlich war, weil sie keinen Gegenstand hatte. Er hatte gesehen, wie sie sich heimlich vor allem eines wünschten: sich selbst weh zu tun. Das war immer – auch hier – das

gleiche. Nur dass hier die Bedigungen dafür endlich erfüllt waren. Der Krieg, der Nazismus, der politische und nationale Wahnsinn hatten ein Meisterwerk hervorgebracht, ein Leiden und eine Not, die vollkommen waren: das Konzentrationslager. Mitten im Block 57 fand Jeremie Freude. Welch ein Geschenk war das, was uns Jeremie machte! Welche Freude das war? Es war die Freude, am Leben zu sein, das Leben der anderen, zumindest einiger anderer, im Schatten der Nacht gegen das unsere schlagen zu spüren. Es war die – ganz unerwartete – Verzeihung, wenige Schritte von der Hölle entfernt, es war die neue Möglichkeit und Fähigkeit zu allem, das grosse Glück. Es war die Freude zu entdecken, dass die Freude existiert, dass sie, genau wie das Leben in uns ist, dass sie keine Bedingungen stellt und dass sie deshalb auch durch keine Bedingung – nicht einmal die schlimmste – zerstört werden kann.

Es gibt kein Gebrechen. Das habe ich durch mein Blindsein erfahren. Gott – oder sagen Sie, wenn Sie es vorziehen: die Natur oder das Leben – entzieht uns niemals etwas. Und wenn er uns etwas zu nehmen scheint, dann sind es immer nur Äusserlichkeiten und Gewohnheiten, derer er uns beraubt. Das müssen wir wissen. Das einzige Gebrechen, das ich kenne, ist nicht die Blindheit, nicht die Taubheit und nicht die Lähmung – so hart sie sein mögen –, sondern die Ablehnung der Blindheit, der Taubheit oder Lähmung.

Ich preise nicht den Verzicht, sondern den Realismus, den gesunden Menschenverstand, das heisst, die Liebe, die Liebe dem gegenüber, was ist. In meiner Blindheit sage ich, die Liebe gegenüber dem Licht, denn das Licht ist da. Es ist genau auf die gleiche Weise da, wie «das Leben» in dem Augenblick in seiner Gesamtheit da ist, wenn unser Leben nichts mehr zu enthalten scheint. Ich sagte, dass er (Jeremie) sah. Für ihn und – durch ihn – auch für uns wurde die Welt jeden Augenblick gerettet. Die Gnade war grenzenlos. Und wenn sie von uns wich, dann deshalb, weil wir sie nicht gewollt hatten, weil wir – nicht sie – die Freude verloren hatten.

Er (Jeremie) war in sein Innerstes vorgestossen und hatte dort das Übernatürliche oder – wenn jemand dieses Wort stört – das Wesentliche freigelegt, das von keinen Umständen abhängt, das zu jeder Zeit und an

jedem Ort, im Schmerz wie in der Freude existieren kann. Er hatte die Quelle gefunden.»
Abgeschlossen wird das lesenswerte Buch mit dem Kapitel «Begleitende als Probleme Behinderter» und einem theologischen Exkurs über Leiden und Leidensfähigkeit. ■

«Sie fragen mich nach der auferstehung
sicher sicher gehört hab ich davon
dass ein mensch dem tod nicht mehr entgegenrast
dass der tod hinter einem sein kann
weil vor einem die liebe ist
dass die angst hinter einem sein kann
weil man selber gehört hab ich davon
so ganz wird dass nichts da ist
das fortgehen könnte für immer
Ach fragt nicht nach der auferstehung
ein märchen aus uralten zeiten
das kommt dir schnell aus dem sinn
ich höre denen zu
die mich austrocknen und klein machen
ich richte mich ein
auf die langsame gewöhnung ans totsein
in der geheizten wohnung
den grossen stein vor der tür
Ach frag du mich nach der auferstehung
ach hör nicht auf mich zu fragen.»

Dorothee Sölle